

Senckenberg und seine Stiftung.

Vortrag, gehalten in der wissenschaftlichen Sitzung der Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft am 17. Oktober 1908

von

Archivdirektor Professor Dr. **Rudolf Jung.**

Das Andenken an unseren großen Stifter Senckenberg ist gerade in den letzten Jahren, mit denen eine neue, hoffnungsvolle Epoche in der Geschichte seiner Stiftung eingetreten ist, öfters in festlichen Versammlungen wachgerufen worden; uns allen stehen noch die Feier des zweihundertsten Geburtstags und die Einweihung des Bibliothekgebäudes, die Feier der Eröffnung des nach Senckenberg genannten naturgeschichtlichen Museums in lebendiger Erinnerung. Als der Vorstand zu Beginn dieses Winters, da das letzte Senckenbergische Institut, die Anatomie, seinen Neubau bezieht, den ersten Vortragsabend der dankbaren Erinnerung an den Stifter zu widmen beschloß, bin ich gern dem ehrenvollen Rufe gefolgt, in diesem mir sonst fremden Kreise über unseren Senckenberg zu sprechen; denn nicht den Ärzten, nicht den Naturforschern allein gehört sein uns allen teurer Name an; Frankfurts berühmtester Stifter ist eine eminent historische Persönlichkeit für unsere Stadt geworden — die Geschichte ihres geistigen Lebens verdankt ihm und den Anregungen, die von seiner Stiftung ausgegangen sind, unendlich viel.

Sie hat es herrlich weit gebracht in den letzten Jahren. Die beiden Teile, das wissenschaftliche Institut mit seinen verschiedenen Anstalten und das Krankenhaus haben die von dem Stifter mit so großer Liebe und mit so reicher Zukunftshoffnung errichteten Räume am Eschenheimer Tor verlassen, um an gesonderten Stellen ihre humanen und wissenschaftlichen Aufgaben fernerhin

zu erfüllen. In das alte Stiftungsgebäude, das gottlob erhalten bleibt und in seiner schlicht vornehmen Erscheinung noch lange Jahre an den Bürgersinn des Stifters erinnern wird, sind Institute und Vereine eingezogen, deren Wirken auch ein gemeinnütziges ist, wie es das Wirken seines Erbauers war. Das neue große Krankenhaus am Friedhof, das neue Bürgerspital, wird in umfassenderer Weise als bisher seiner humanitären Bestimmung gerecht werden können; die wissenschaftliche Tätigkeit der Stiftung aber wird in den neuen, prachtvollen Räumen an der Viktoria-Allee im Westen der Stadt einer neuen Blüte entgegengehen in der Zusammenarbeit mit der Akademie und den erweiterten medizinischen Anstalten unserer Stadt. Senckenbergs irdische Überreste sind von der verödeten Stätte am Eschenheimer Tor nach dem neuen Krankenhaus verbracht worden, und auch der Zeitgenosse des Stifters, der alte Eibenbaum, in dessen Schatten er sich wohl oft seines fortschreitenden Baues gefreut haben mag, ist mit der Wissenschaft nach Westen gewandert. Wenn heute der Geist des Stifters herniederstiege, er würde dankbar anerkennen, daß die Nachkommen in anderer, großartigerer Weise, als er gehofft hatte, seine Stiftung ausgebaut haben.

Kaum länger als ein Jahrhundert hat Senckenbergs Familie unserer Stadt angehört, eigentlich nur in zwei Generationen. Im siebzehnten Jahrhundert ist sie aus Troppau nach Friedberg eingewandert. Johann Hartmann Senckenberg, der Vater des Stifters, Physikus und Rats Herr in Friedberg, war in erster Ehe mit einer Tochter des Frankfurter Arztes van den Birghden verheiratet; er ließ sich 1688 in der Heimat seiner Frau nieder und brachte es hier in seinem ärztlichen Berufe zu den höchsten Ehren; er ist 1730 als Physicus primarius gestorben. 1703 hatte er in zweiter Ehe die Tochter des Ratsschreibers Raumburger geheiratet, und aus dieser Ehe sind die drei so bedeutenden, aber in ganz verschiedenen Richtungen hervorragenden Brüder Senckenberg hervorgegangen. Der Vater war ein hochgebildeter, hochachtbarer Mann, mild und friedliebend bis zur Schwäche. Gern würden wir auch in der Mutter die liebenswerten Züge unseres Senckenberg wiederfinden; aber nach den Aufzeichnungen des sanften Ehegatten, der schon nach wenigen Monaten des ehelichen Zusammenlebens glaubte, von

Gott dem Satan übergeben zu sein, und nach den Mittheilungen des Solmes, der es am längsten bei dieser Mutter aushielt, unseres Stifters, muß diese Frau geradezu eine Megäre gewesen sein. So hatten die drei Brüder eine traurige Jugend im ewigen Streite des Elternhauses; der älteste kam nach auswärts zur Erziehung; der zweite, unser Senckenberg, war der Liebling des Vaters, aber für die Mutter ein Gegenstand des Hasses -- und daraus sind so manche Eigenheiten seines Wesens verständlich — der dritte war der verzogene Liebling der Mutter und er hat der Erziehung dieser Furie in seinem späteren Leben volle Ehre gemacht.

Der älteste, 1704 geborene Sohn, Heinrich Christian, wurde einer der berühmtesten Rechtsgelehrten des achtzehnten Jahrhunderts. Schon frühe wurde er den widrigen Eindrücken des Elternhauses und bald auch seiner Vaterstadt entrückt: er gehört weniger Frankfurt, als der großen deutschen Welt seiner Zeit an. Er studierte die Rechte, übte aber die Praxis als Advokat nur kurze Zeit in Frankfurt aus. Hier aber begann er seine rechtsgeschichtlichen und verfassungsgeschichtlichen Studien; der Umgang mit Orth, dem gelehrten Erklärer des Frankfurter Rechtes, die Bibliothek des Patriziers Zacharias Konrad von Uffenbach, das Studium der Lersnerschen Chronik gaben ihm reiche Anregung und Gelegenheit zum Studium der heimischen Rechtsgeschichte; ihm verdankt man die erste wissenschaftlich-kritische Urkundenveröffentlichung zur Geschichte seiner Vaterstadt, die *Selecta juris et historiae*, in denen er 1734 eine Reihe wichtiger, auch von Lersner nicht gekannter oder nicht beachteter Quellen zur Frankfurter Geschichte veröffentlichte. 1735 wurde er an die neugegründete Universität Göttingen berufen, 1738 kam er nach Gießen; an beiden Hochschulen war er eine Zierde des Professorenkollegiums. 1744 folgte er einem Rufe als Mitglied des Reichshofrates nach Wien; es war die kaiserliche Behörde, welche die Angelegenheiten der Reichsstände zu bearbeiten hatte und die eigentliche Regierung des Reiches bildete. In dieser hohen, einflußreichen Stellung verblieb er bis zu seinem Tode 1768; so hoch er auch stieg, er hat seiner Vaterstadt und seiner Familie stets eine treue Anhänglichkeit bewahrt.

Diesem hochachtbaren Charakter, dieser sympathischen Persönlichkeit stelle ich gleich den jüngsten Bruder, den 1717

geborenen Johann Erasmus, gegenüber. Nur für Frankfurt ist er von Bedeutung — aber von welcher Bedeutung! Auch er wurde wie der älteste Bruder Jurist, Advokat und, noch nicht dreißig Jahre alt, Senator; der Einfluß des Bruders bei den herrschenden Patriziern hat ihm früh zu dieser Stellung verholfen. Er war ein scharfer juristischer Kopf — und das ist das einzig Gute an ihm gewesen; denn sein privates Leben war ein Schand- und Luderleben sondergleichen, seine öffentliche Tätigkeit eine Kette der größten Gemeinheiten und Verbrechen. Am meisten hatten die darunter zu leiden, die ihn gerufen hatten: schonungslos deckte er die Mißbräuche der Verwaltung auf, welche die herrschenden Geschlechter und ihr Anhang unter den Beamten sich zu Schulden kommen ließen; in manchen Dingen war seine Kritik berechtigt und von Nutzen, in den meisten Anklagen aber schoß er weit über das Ziel hinaus, und in seinen Mitteln war er oft von infernalischer Bosheit. Als Krieg im Jahre 1869, also kurz nach der so schmerzlich von der alteingesessenen Bürgerschaft empfundenen Einverleibung unserer Stadt in die Preußische Monarchie, seine Lebensbeschreibung der Brüder Senckenberg herausgab und zum ersten Male die Polemik des Senators Senckenberg gegen seine Ratsgenossen ausführlich schilderte, waren viele Altfrankfurter höchst unangenehm davon berührt, daß er die gute alte Zeit der Reichsstadt in ihren Schattenseiten, in ihrer Korruption so schonungslos aufgedeckt hätte zur Freude aller derer, die sie mit anderen, mit weniger günstigen Augen betrachteten als die Einheimischen. Mit Unrecht, Krieg hat Senckenberg durchaus nicht als die typische Persönlichkeit eines Frankfurter Rats Herrn hingestellt, er hat auch an seinen Angaben hinreichende Kritik geübt; die damalige Verwaltung war gewiß keine ideale, in mancher Hinsicht eine Mißwirtschaft, aber es wäre ganz falsch, sie nach den Aussagen dieses Senckenberg beurteilen zu wollen: sie war nicht schlechter, freilich auch nicht besser als die der anderen Reichsstädte. Erst 1761 wagte man, den Senator Senckenberg von seinem Amte zu suspendieren: man mußte Rücksicht nehmen auf seinen Bruder Reichshofrat, der ja Mitglied der Behörde war, welche von Wien aus scharfe Aufsicht über die Stadt übte, der Behörde, welche gar leicht geneigt war, in den fortwährenden Streitigkeiten zwischen dem Rate und den

neuen bürgerlichen Vertretungen zu deren Gunsten einzugreifen. Mehrere Jahre nach der Suspension erfolgte die Gefangensetzung Senckenbergs, um den Gegner endlich mundtot zu machen: von 1769 bis an sein Lebensende, sechsundzwanzig lange Jahre, verbrachte er auf der Hauptwache: Erasmus Senckenberg ist der dauerhafteste und interessanteste Gefangene unserer kleinen Frankfurter Bastille gewesen.

Zwischen den beiden so verschiedenen juristischen Brüdern steht der Arzt, unser im Jahre 1707 geborener Johann Christian Senckenberg. Der äußere Gang seines Lebens ist rasch erzählt. Von Jugend auf unter dem Einflusse des Vaters war das Interesse für die Naturwissenschaften vorherrschend; er hat die Heilkunde studiert, mehr als Autodidakt wie auf Hochschulen. Der Rückgang des väterlichen Vermögens und der Tod des Vaters waren der regelmäßigen Ausbildung auf der Universität hinderlich. Er promovierte 1737 in Göttingen; er ist der erste medizinische Doktor der Georgia Augusta gewesen. Es war nicht sein Streben, rasch zu einer Praxis zu kommen, so sehr ihn die geldbedürftige Mutter auch dazu drängte. Mit heißem Bemühen suchte er die gesamten Naturwissenschaften der Zeit kennen zu lernen und mit nicht geringerem Eifer suchte er sich mit den religiösen Fragen auseinanderzusetzen, welche seine Zeit bewegten. Die Frankfurter Gesellschaft etwa der Jahre 1730—1740, die entscheidend für die Ausbildung der Persönlichkeit unseres Senckenberg gewesen sind, war eine geistig sehr regsame, und gerade das Studium der Natur wurde damals in den besseren Kreisen eifrig betrieben; aber auch die Beschäftigung mit den göttlichen Dingen war als Nachwirkung von Speners Tätigkeit sehr lebhaft; es war eine der Absonderung von der offiziellen Kirche, der Sektenbildung geneigte Zeit: auch in unserer Gegend hat damals Graf Zinzendorf zahlreiche Anhänger geworben. So wurde Senckenberg durch sein Studium ein Arzt von umfassenden Kenntnissen, durch seine Beschäftigung mit religiösen Fragen ein frommer, edler Mensch, allerdings nicht im Sinne des Kirchenglaubens seiner Mitbürger, denn diesem stand er in wesentlichen Dingen ablehnend gegenüber.

„Ich bete Gott an, keinen Pfaffen, auch mich selbst nicht, bete auch keine ungerechte Obrigkeit an, sage den Leuten:

wollen sie zurecht kommen, müssen sie sich von den Pfaffen zu Gott bekehren und ihre Glückseligkeit in sich selbst suchen, den lebendigen Gott ohne Kirchengötzen anbeten.“ Oder auch: „Man zankt um den Glauben, der nicht Gottes Glauben, sondern ein Pfaffengedichte ist . . . ist der Glaube gut und Gotteswerk, so ist er nie ohne Liebe, welche ist basis christianismi“. In solchen und noch schärferen Wendungen bekämpfte er die Autorität der Geistlichkeit und der herrschenden Kirche.

In Senckenbergs Tagebüchern liegt seine wissenschaftliche und seine seelische Entwicklung offen vor uns: wir lernen an dieser Aussprache der innersten Gedanken vor sich selbst das Suchen der Zeit, das Ringen nach Ausbildung der Persönlichkeit, nach einer Weltanschauung kennen an einem hochgebildeten, im besten Sinne human denkenden Manne, der innerlich vereinsamt die öffentliche Betätigung scheute und als Eigenbrödler seine besonderen Wege wandelte. Sie haben ihn, der für keine Angehörigen zu sorgen hatte — seine drei Frauen und zwei Kinder sind vor ihm gestorben — man möchte sagen mit Notwendigkeit zu seiner Stiftung geführt: klar erkannte er die Mängel der ärztlichen Bildung seiner Zeit und die Notwendigkeit, ihnen im Interesse der öffentlichen Wohlfahrt abzuhelfen; den Willen zum Helfen aber schuf ihm seine religiöse, humane Gesinnung und die Mittel der glänzende Erfolg seiner ärztlichen Praxis; an ihm hat sich das alte Wort als wahr erwiesen: dat Galenus opes.

Es darf nicht verschwiegen werden, daß dem lichten Bilde des Mannes auch reichliche Schatten nicht fehlten. Die scharfe kritische Betrachtung seiner Zeit und seiner Zeitgenossen hat ihn oft zu ungerechten Urteilen geführt: die Duldsamkeit gegen andere Ansichten war nicht seine starke Seite, und seinen Feinden war er ein ehrlicher, dauerhafter Hasser. Besonders verdächtig waren ihm Leute in hoher amtlicher Stellung, und leicht war er geneigt, wenn ihm ihr Verhalten nicht gefiel, unlautere Beweggründe zu suchen. Männer wie Goethes mütterlichen Großvater, den Stadtschultheißen Textor, konnte er nicht verstehen, wenn sie nicht mit fester Hand, sondern schwankend und sich windend zwischen den Anforderungen der politischen Mächte das Staatsschiff lenkten; rasch war er bei der Hand, ihnen Verrat und Bestechung vorzuwerfen. Mit ätzendem Spotte

bedachte er die herrschenden Patrizier, deren Übermut in keinem Verhältnis zu ihren geistigen Fähigkeiten und praktischen Leistungen stand; aber auch für den selbstbewußten Stolz des self made man, der aus niederem Stande sich emporgearbeitet hatte, wie Goethes väterlicher Großvater, der Weidenhofwirt, fehlte ihm das Verständnis; ebenso wenig hat er sich in der Bewertung der politischen Emanzipationsbestrebungen der nichtgleichberechtigten Einwohner, der Reformierten, Katholiken und Juden, über das Durchschnittsmaß seiner Zeit- und Bildungsgenossen erhoben; von der Verwaltung seines Instituts hat er die Katholiken und Juden, von der Aufnahme in sein Krankenhaus die Juden ausgeschlossen und damit durchaus in den Anschauungen seiner Zeit gehandelt.

Bei seinen Mitbürgern war Senckenberg geachtet, aber nicht beliebt; man bespöttelte seine Eigenheiten, man fürchtete seine scharfe Zunge. Wenn er wirklich so gesprochen hat, wie er schrieb, dann haben die Zeitgenossen mit Recht seinen bittern Spott gescheut. Zur kritischen Veranlagung, zur freudlosen Jugend kamen noch üble Erfahrungen, kam auch der Schmerz über seinen jüngeren Bruder Erasmus: wenn er auch im Grund seines Herzens dessen Kampf gegen patrizische Mißwirtschaft gebilligt haben mag, so mußte er doch seine skrupellose Kampfweise und besonders sein liederliches Leben verabscheuen. In seinen täglichen Aufzeichnungen hat Senckenberg der Verbitterung und der Verachtung vieler seiner Mitmenschen freiesten Lauf gelassen und somit eine unglaubliche Chronique scandaleuse des Frankfurt aus Goethes Jugendzeit zusammengeschrieben; eine Reihe von Moment- und Stimmungsbildern, die gar ergötzlich zu lesen, aber nur mit vorsichtigster Kritik zu verwenden sind. Ihre erfreulichste Seite ist entschieden der stachelige Witz und Humor, der alle Blätter durchweht; ihn lassen ja auch so manche der Bestimmungen erkennen, die er bis in geringfügige Einzelheiten für seine Stiftung niederschrieb; wir finden ihn sogar auf dem Stock in seinem Schlafzimmer, in den er die Inschrift eingegraben hatte: *Instrumentum pacis domesticae*.

Sein äußerer Mensch ist uns allen aus der Schilderung Goethes bekannt: „Er war immer sehr nett gekleidet, und man sah ihn nie anders auf der Straße als in Schuh und Strümpfen und einer wohlgeputerten Lockenperücke, den Hut unterm Arm;

so ging er schnell, doch mit einem seltsamen Schwanken vor sich hin, so daß er bald auf dieser, bald auf jener Seite der Straße sich befand und im Gehen ein Zickzack bildete. Spottvögel sagten, er suche durch diesen abweichenden Schritt den abgeschiedenen Seelen aus dem Wege zu gehen, die ihn in gerader Linie wohl verfolgen möchten“. Nach dieser Schilderung ist er von Steinhausen auf der Schillerstraßen-Fassade des Café Bauer abgebildet. Scherz und Spott seien verstummt und haben sich in Ehrfurcht verwandelt, so schließt Goethe seine Schilderung, als er die Stiftung machte, „deren keine Akademie sich hätte schämen dürfen“.

Es hat aber doch länger gedauert, bis diese Ehrfurcht allgemein wurde. Als die Absicht seiner Stiftung schon bekannt war, hatte Senckenberg häufig Gelegenheit, über mangelndes Verständnis, ja über Anfeindung deshalb zu klagen. Er ließ sich nicht beirren: „Der Gute muß sich genügen lassen, gut gehandelt zu haben, und nicht darnach fragen, ob die Menschen dankbar oder undankbar sind“, oder auch: „In meiner Vaterstadt ist mir Böses widerfahren, die Wissenschaft wird dort nicht geachtet, die Guten sind gehaßt und die Bösen geschützt: aber weil Gott geboten hat, den Feinden Gutes zu tun, so will ich meinen Mitbürgern und ihren Nachkommen mich so erweisen, daß ich Böses mit Gutem vergelte“. Für diese Ethik Senckenbergs hatten die Frankfurter Zeitgenossen kein Verständnis, und ebenso wenig für seinen Idealismus, der sich durch keine üble Erfahrung abschrecken ließ; sie spotteten über seine Stiftung, sie bezichtigten ihn der Eitelkeit: es mag allerdings sein, daß der Stifter von seinem Lebenswerk mehr sprach, als vielleicht notwendig und gut war. Verfolgt man in den städtischen Akten die Vorgänge nach dem Tode des Stifters, die Aufstellung seines Nachlasses und die Verhandlungen der ersten Administratoren mit der Stadt, so wird man peinlich berührt von dem Mißtrauen, welches die Behörden bei diesen Geschäften zeigten. Daß sie gerade die Schriftstücke Senckenbergs beschlagnahmten, die sich am schärfsten über die Politik des Rates im Siebenjährigen Kriege aussprachen, ist noch am ehesten verständlich.

Die Stiftung bestand aus zwei verschiedenen Teilen, dem Medizinischen Institut und dem Krankenhause. Das Institut lag

dem Stifter am meisten am Herzen; der Stiftungsbrief vom 18. August 1763 bestimmte ihm zwei Drittel und nur ein Drittel zur Verteilung an arme Kranke. Erst der Zusatzbrief vom 16. Dezember 1765 ordnete die Verwendung dieses Drittels für die Errichtung eines Spitals für Bürger und Beisassen an: ein solches fehlte damals noch in der Stadt; denn das alte Hospital zum Heiligen Geist diente nur der Aufnahme fremder Kranker. Dem Institut blieb seine Hauptsorge zugewendet; seine Entstehung und Zukunft zu sichern, war sein fortwährendes Mühen und Sorgen, denn er zweifelte nicht daran, daß sein Krankenhaus durch weitere Stiftungen seiner Mitbürger gedeihen werde; er war dieser Hoffnung so sicher, daß er an dem Gebäude die lateinische Inschrift mit den Worten schloß: *civium munificentia amplificatum*. 1770 ließ er den Stiftungsbrief und die Zusätze für die Öffentlichkeit drucken; es darf bemerkt werden, daß der Stifter der Öffentlichkeit, d. h. der Gesamtheit der Bürgerschaft im Gegensatze zur Administration und auch zur Regierungsbehörde, eine weitgehende Kontrolle gewahrt wissen wollte. Die Vorrede des Stifters und die Begleitworte des Neffen sind ein schönes Denkmal der Liebe des Stifters zu seiner Vaterstadt und den Mitmenschen — er wolle sich dankbar erweisen für alle Wohltaten, die er in seiner Vaterstadt genossen habe, so sagt er in der Vorrede — aber auch ein schönes Denkmal der hohen uneigennütigen Gesinnung dessen, dem nach dem üblichen Erbgang das Vermögen hätte zufallen müssen, des Freiherrn Renatus von Senckenberg, des würdigen Sohnes des Reichshofrats.

Ursprünglich war das Senckenbergische Haus in der Hasengasse als Stiftungsgebäude in Aussicht genommen; als aber der Zweck der Stiftung durch das Krankenhaus erweitert wurde, kaufte Senckenberg im Jahre 1766 das große Gelände am Eschenheimer Tor an. Zunächst baute er die Anatomie, das Laboratorium und das Gewächshaus; er legte den Botanischen Garten an und ordnete seine Bibliothek und seine Sammlungen — alles zugunsten seines Instituts; erst dann begann er den Bau des Hauptgebäudes, des Spitals. Seine Vollendung sollte er nicht mehr erleben; am 15. November 1772 nachmittags vier Uhr stürzte er bei der Besichtigung des gerade fertig gewordenen Spitaltürmchens ab und brach das Genick. Seine Leiche war

die erste, die in der Anatomie der Stiftung seziert wurde; seinem Wunsche gemäß wurde sie im Stiftsgarten bestattet. Das Spital konnte erst am 21. März 1779 eingeweiht werden.

Keine Akademie hätte sich der Senckenbergischen Anstalten zu schämen brauchen, hat Goethe gerühmt. Mit welchen Mitteln hat dies der Stifter zuwege gebracht? Wenn wir sie vergleichen mit den Mitteln, die heute auf große Stiftungen verwendet werden, dann springt der Wandel der Zeiten im Wert des Geldes, im Wachstum der Erfordernisse der Wissenschaft in die Augen. Als Senckenberg sein der gesamten medizinisch-naturwissenschaftlichen Forschung dienendes Institut gründete, standen ihm sein Haus in der Hasengasse und 95000 Gulden Kapital zur Verfügung; von diesem Kapital sollte noch ein Drittel für die Krankenpflege abgehen. Immerhin machte das Vermächtnis nach dem Wert der gestifteten Summe auf die Mitbürger den Eindruck wie etwa heute eine mehrfache Millionen-Stiftung. Zehn Jahre später, kurz nach dem Ableben des Stifters, ergab die erste Aufnahme des Stiftungsvermögens ein Kapital von 116555 Gulden 46 Kreuzern und das Gelände vom Eschenheimer Thor an bis zur Radgasse mit den Gebäuden. 1789 belief sich das Kapital schon auf 273000 Gulden: dem Hospital waren inzwischen 142000 Gulden, dem Institut aber nur 7000 Gulden aus der Bürgerschaft zugewendet worden. Mit anderen Worten: je mehr das Interesse am Spital zunahm, um so geringer erzeigte sich das für das Institut; Senckenberg hatte dies richtig vorausgesehen.

Ich möchte hier nicht die Geschichte des Krankenhauses schildern; ich beschränke mich darauf, festzustellen, daß es mit Hilfe der Bürgerschaft, deren Kranke es ja aufnehmen sollte, erfreulich gedieh, daß eine große Anzahl hervorragender Frankfurter Ärzte dort ihre praktische Ausbildung erfahren hat. Ein Jahrhundert hat das alte, von Senckenberg erbaute Haus dem Bedürfnis genügt; erst 1871—1875 entstand mit städtischer Beihilfe das neue Gebäude auf dem östlichen Teil des Geländes, das die Stiftung in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts nach und nach hinzugekauft hatte. Nach drei Jahrzehnten schon waren auch diese Räume zu eng und den Anforderungen der heutigen Wissenschaft nicht mehr genügend.

Werfen wir einen Blick auf die Entwicklung des Instituts und betrachten wir einige Episoden seiner Geschichte näher, die seinen Anteil am geistigen Leben der Stadt beleuchten.

Wie in ganz Deutschland, so hat auch in unserer Stadt gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts das geistige Leben einen mächtigen Aufschwung genommen; es ist das Zeitalter von Leibniz, der in seiner enzyklopädischen Allseitigkeit der hervorragendste Vertreter der Gelehrsamkeit jener Zeit ist. Die meist lateinisch geschriebenen Werke der damaligen Gelehrten sind freilich nicht tief in das Volk eingedrungen; aber für die gebildeten Kreise sind sie doch fruchtbar gewesen. Auch unsere Stadt hat um die Wende des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts eine Anzahl von Gelehrten aufzuweisen, von denen reiche Anregungen auf die geistige Betätigung ihrer Mitbürger ausgegangen sind. Der Theolog Spener, der Sprachforscher und Historiker Hiob Ludolf, der Chronist Achilles August von Lersner und der Bücher- und Handschriften-Sammler Zacharias Konrad von Uffenbach gehören dieser Zeit an. Auch die Naturforschung im weitesten Sinne fand damals einige hervorragende Vertreter. Schon Ende des siebzehnten Jahrhunderts verlangte Jakob Bender von Bienenthal einen botanischen Garten für Frankfurt, teils zur Förderung der Heilkunde, teils als Erholungsort für die Bürgerschaft — eine Forderung, der erst nach zwei Jahrhunderten in unserem Palmengarten volle Befriedigung geworden ist; gegen 1700 legte der naturwissenschaftlich gebildete Bibliothekar Waldschmidt die Sammlungen der Stadtbibliothek an, die sich auch auf naturwissenschaftlich interessante Gegenstände erstreckten; und etwas später entstand die große Privatsammlung Johann Friedrichs von Uffenbach von Naturalien und physikalischen Instrumenten. Derselbe Uffenbach, ein Bruder des Büchersammlers, vereinigte gleichstrebende Freunde in einem Kränzchen, welches sich vorzugsweise mit naturwissenschaftlichen Forschungen befaßte. Verbreitete sich auch so das Interesse an der Naturkunde in weiteren Kreisen, das Interesse an der Wissenschaft, deren praktische Bedeutung jedermann begriff, da ihre Förderung zugleich Förderung der Heilkunde war, so fehlte doch hier wie auf anderen Gebieten die zielbewußt geleitete Zusammenarbeit. Ihr nun wollte Senckenberg für den

engen beruflichen Kreis seiner Kollegen, der Ärzte, in seinem Institut ein eigenes Organ schaffen, der „Wissenschaft einen Tempel“ errichten, wie seine eigenen Worte lauteten. Das Kollegium der Frankfurter Ärzte sollte seine Anstalten und Sammlungen verwalten und verwenden zur Verbesserung der Gesundheitspflege in der Stadt, zur Ausbildung und Hebung des ärztlichen Standes — so etwa hat Senckenberg die teils praktische, teils wissenschaftliche Arbeit seines Institutes bestimmt. Seine Entwicklung hat die Erwartung des Stifters nicht erfüllt: es hat die Teilnahme der Bürgerschaft nicht gefunden, und seine Mitglieder haben nicht im Sinne Senckenbergs zusammengearbeitet. Es bedarf noch der näheren Aufklärung, wie weit die Schuld liegt an ungünstigen Zeitverhältnissen, zumal an den Kriegsjahren zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts, wie weit an Personen, wie weit an ungeeigneter Verwendung der Geldmittel und auch an den allzu engen Bestimmungen, die der Stifter getroffen hatte. Kurz, die Entwicklung war eine unbefriedigende, ungleiche. Auf den Verlust der reichsstädtischen Unabhängigkeit im Jahre 1806 folgte die Herrschaft des Fürsten Primas Karl von Dalberg. So peinlich die Erinnerung an die politische Tätigkeit dieses Fürsten ist, so erfreulich ist die Erinnerung an seine Maßnahmen und Versuche, der Stadt ein neues geistiges Leben einzuhauchen; das sind Säkularfeiern, die wir mit bestem Gewissen begehen können, ohne daß wir alles zu billigen brauchen, womit der Fürst unsere Urgroßväter beglücken und geistig heben wollte. In allen darauf abzielenden Erwägungen jener Zeit, nicht nur in denen des Landesherrn, spielte das Institut Senckenbergs als Kristallisationspunkt für ihm verwandte Bestrebungen eine große Rolle. Die beste Gelegenheit, aus ihm ein wirksames Organ für die Pflege von Heilkunde und Naturwissenschaft zu machen, bot sich, als der Fürst Primas oder vielmehr der Großherzog von Frankfurt 1812 beschloß, in Frankfurt eine medizinisch-chirurgische Schule als die medizinische Fakultät der Landesuniversität zu schaffen; gerade in Rücksicht auf Senckenbergs Anatomie und den botanischen Garten war Frankfurt als ihr Sitz ausersehen. Gegen diesen Plan erhob sich aber ein scharfer Widerspruch aus der Bürgerschaft: der Departementrat, in dem die Vertreter der Intelligenz und der Großkaufmannschaft saßen, bekämpfte das fran-

zösische System der Spezialschulen im allgemeinen und gab der deutschen Universitätsorganisation, die alle Wissenschaften in einer Hochschule vereinigte, den Vorzug; die Herren bestritten insbesondere, daß Frankfurt als Groß- und Handelsstadt ein geeigneter Ort für eine Hochschule irgendwelcher Art sei und daß die Hilfsmittel der Senckenberg-Stiftung zum Unterricht für Studierende passen; weit besser seien sie geeignet zur Fortbildung von Studierten — hier erscheint zum ersten Male der Gedanke, daß Institut und Krankenhaus zu einer Anstalt verwendet werden können, deren Zweck die Weiterbildung der Ärzte ist. Anders dachte die Regierung, denn die Verhältnisse lagen zu günstig für die Staatskasse: sie brauchte nur die Kosten für ein chemisches Laboratorium und für die Gehälter der Dozenten zu bestreiten. Am 9. November 1812 wurde die medizinisch-chirurgische Schule eröffnet; die Administration der Stiftung kam der Regierung entgegen, und das rege wissenschaftliche Leben, von dem Senckenberg einst geträumt hatte, zog jetzt in das Stiftungsgebäude ein. Die Zahl der Studierenden betrug freilich nur 42, aber es war immerhin ein Anfang für das kleine Land. An der Spitze der Schule stand der Gynäkolog Wenzel; unter ihm lehrten acht Professoren und ein Dozent. Aber nur zwei Semester blühte diese Teilhochschule; als das dritte begann, im Herbst 1813, hatten die verbündeten Armeen die Stadt besetzt, und die praktische Arbeit in den Lazaretten ließ es nicht zum theoretischen Unterricht kommen; es ist ein Ruhm der kleinen Hochschule, daß mehrere ihrer Lehrer und Schüler sich bei der Pflege der Verwundeten und Kranken den Tod holten. Als Frankfurt gegen Ende des Jahres aus dem Verbands des Großherzogtums entlassen wurde, da wurde auch die Schule durch einen Erlaß des von den verbündeten Monarchen eingesetzten General-Gouverneurs aufgehoben, weil mit der Aufhebung des Großherzogtums auch die Mittel zur Unterhaltung fehlten. Nun rief Geheimrat Wenzel die Vermittelung des Chefs der Zentralverwaltung der von den Verbündeten besetzten Länder an, des Staatsministers Freiherrn vom Stein, dem das damalige Frankfurt seine wiedergewonnene Unabhängigkeit verdankte; er legte denn auch sein gewichtiges Wort für den Fortbestand der Schule ein: es sei unbegreiflich, daß man gerade jetzt die Anstalt aufheben wolle, wo man sie am notwendigsten brauche,

sie erfordere ja nur das geringe Opfer von etwa zwölftausend Gulden an jährlichen Unterhaltungskosten, alles andere, die nötigen Institute, seien in der Senckenberg-Stiftung vorhanden. Mit aller Schärfe aber trat der wiederhergestellte Senat der Stadt für die Aufhebung der Schule ein: sie sei die Nachahmung einer französischen Institution und passe nicht auf deutsche Verhältnisse, da sie nur einseitige Bildung für ein bestimmtes Fach gewähre; die vorhandenen Anstalten, auf die man sich berufe, könnten sich nicht vergleichen mit denen, die auf Universitäten vorhanden seien; insbesondere werde der Wert der Senckenbergischen Anstalten überschätzt, zu ihrer dringend notwendigen Ausgestaltung und zur Besoldung der Dozenten sei kein Geld vorhanden, zumal es an Studierenden fehlen werde, da die Schule fortan keine Landeshochschule, sondern auf Frankfurt beschränkt sei und die Groß- und Handelsstadt sich für eine solche Anstalt nicht eigne. So wurden alte und neue Gründe und Scheingründe geltend gemacht, die vorhandenen Institute, auf die man sonst so stolz tat, in ihrem Werte herabgesetzt, um diese Teiluniversität nicht wieder erstehen zu lassen. Der Senat ist damit durchgedrungen, aber schwerlich zum Vorteil der Stadt und gewiß nicht zum Vorteil des Senckenbergischen Instituts. Denn zweifellos war der Gedanke, auf ihm eine höhere ärztliche Lehranstalt aufzubauen, praktisch durchführbar; es brauchte ja gerade nicht die Spezialschule fortgesetzt zu werden, man konnte ja an eine Anstalt zur praktischen Fortbildung junger, von der Universität entlassener Ärzte denken. Die Stadt hat es damals nicht versucht und nicht verstanden, die medizinische Spezialschule zu einer solchen Anstalt zu entwickeln und damit Senckenbergs Institut zu größerer, fruchtbringender Wirksamkeit zu berufen; sie hat es gerade so wenig verstanden, eine andere von Dalberg errichtete, vielversprechende Anstalt, die großherzogliche Architekturschule, zu einer Baugewerkschule auswachsen zu lassen. Beide Anstalten fielen unter dem Beifall der Altfrankfurter, die sich damals in einem urteutonischen Haß gegen alles Fremdländische gefielen und in solchen Spezialschulen nichts sahen als die Nachahmung französischer Vorbilder. Es ist bedauerlich und unerklärlich, daß in der Bürgerschaft, die sich jetzt nach dem Kriege, wie wir gleich sehen werden, auch auf dem Gebiete des geistigen Lebens

höhere Ziele steckte, sich keine gewichtige Stimme für die Erhaltung der beiden höheren Bildungsanstalten des Großherzogtums aussprach.

Nicht alle standen auf diesem beschränkten Standpunkt; bezeichnenderweise sind es gerade die Freunde des Senckenbergischen Instituts gewesen, die das Eingehen der Hochschule bedauert haben. Um so schmerzlicher empfanden die Leiter der Stiftung die scharfe Kritik, die Goethe 1816 in seinen Kunstschätzen am Rhein und Main an ihrer Tätigkeit oder besser an ihrer Untätigkeit übte, eine Kritik, die sich nicht an die richtige Adresse gewendet hatte, denn die Leitung des Stiftes war gewiß nicht daran schuld, daß man durch die Aufhebung der Hochschule den Zufluß wissenschaftlichen Lebens abgegraben hatte.

Der längere Aufenthalt, den Goethe in den Jahren 1814 und 1815 in seiner Vaterstadt genommen hatte, diese neue und letzte Berührung mit dem heimatlichen Boden, ist für ihn und seine hiesigen Freunde von der größten Bedeutung gewesen: Marianne Willemer und der Westöstliche Diwan! Aber nicht nur der Dichter, auch der Freund von Kunst und Wissenschaft gab und empfing reiche Anregung bei diesem Besuche. Es war die Zeit nach der Vertreibung der französischen Fremdherrschaft — der Staat des Fürsten Primas und das Großherzogtum Frankfurt waren ja beinahe nur französische Provinzen — es war die Zeit, da die Bürgerschaft ihre politische Verfassung neu schuf, aber in frischem Mut auch an die Erneuerung ihres geistigen Lebens ging: Studiis libertati reddita civitas, den Wissenschaften die der Freiheit wiedergegebene Bürgerschaft, so lautet die Inschrift auf der Stadtbibliothek, und sie darf als Kennwort der damaligen Renaissance auf geistigem Gebiet gelten; ihr Grundzug, die Zusammenarbeit der Bürgerschaft, ist eine neue, erfreuliche Erscheinung in der städtischen Geschichte; die Gründung der Polytechnischen Gesellschaft, die Inangriffnahme des Neubaues der Stadtbibliothek sind die ersten Früchte gewesen.

Während Goethe den politischen Bestrebungen seiner Mitbürger kühl oder gar ablehnend gegenüberstand, nahm er um so größeren Anteil an den wissenschaftlichen und künstlerischen. Er hat den Frankfurtern von damals verschiedene angenehme

und auch einige unangenehme Dinge gesagt; die letzteren besonders bei der Aufforderung, besser für die Stiftung Senckenbergs zu sorgen. So viel er auch zu loben wußte, über den Zustand des Instituts war er recht ungehalten; er warf den Leitern Lauheit in der Betreibung der Stiftsangelegenheiten vor und den Frankfurtern im allgemeinen wenig Sinn für die Pflege der medizinischen Wissenschaft. Er verlangte die Verbesserung der Bibliothek und des botanischen Gartens, die Einrichtung von chemischen, physikalischen, anatomischen Vorlesungen und Übungen, um das Institut zu einer medizinisch-naturwissenschaftlichen Lehranstalt auszugestalten; die Mittel solle das Spital liefern, das, wie er meinte, im Überfluß schwelge. Die Kritik Goethes erregte peinliches Aufsehen in Frankfurt, und das um so mehr, als die Leiter des Instituts bereits vor dem Erscheinen der Goetheschen Bemerkungen an der Arbeit waren, das Interesse der Allgemeinheit für die wissenschaftliche Stiftung wachzurufen. In ihrem Auftrage erschien 1817 eine in würdigstem Tone von dem Stiftsarzt Neeff verfaßte Gegenschrift; ihr Vorwort wandte sich scharf gegen Goethe oder vielmehr seine Gewährsmänner; ohne auf seine Kritik einzugehen, forderte die Schrift die Bürgerschaft auf, dem Institut ihre Teilnahme zuzuwenden.

Und dieser Mahnruf ist nicht ungehört verhallt. Im September 1817 begannen auf Anregung des Lektors an der Anatomie Dr. Cretzschmar die Verhandlungen, welche im November bereits zur Gründung der nach Senckenberg genannten Naturforschenden Gesellschaft führten. Damit beginnt eine neue Epoche in der Geschichte des Senckenbergischen Instituts, die Zeit des Zusammenarbeitens seiner Mitglieder mit den naturwissenschaftlich tätigen oder interessierten Mitgliedern der Bürgerschaft.

Es war aber der Segen der guten Tat Senckenbergs, daß sie fortzeugend Neues, Gutes hervorbrachte, daß sich im Anschluß an das Institut und die Naturforschende Gesellschaft Vereine für besondere Zweige der Heil- und Naturkunde bildeten, so 1824 der Physikalische, 1836 der Geographische, 1845 der Ärztliche Verein. Die Geschichte des Senckenbergianums und die Sondergeschichten aller dieser Gesellschaften und Vereine wäre die Geschichte aller der Anregung, die von Sencken-

berg ausgegangen ist. Es wäre eine schöne Aufgabe für die Stiftung, die im Jahre 1913, im Jubeljahre der glücklich beendeten Befreiungskriege und auch der Entstehung des neuzeitlichen Frankfurt, die Feier ihres hundertundfünfzigjährigen Bestehens begehen darf, wenn sie bei diesem Anlaß eine Biographie Senckenbergs und eine Geschichte seiner Stiftung und der mit ihr in Zusammenhang stehenden Vereinigungen veröffentlichen wollte. Mit einem solchen Werk, zu dem ein reicher und interessanter Stoff vorliegt, würde nicht nur eine Ehrenpflicht gegen das Andenken des Stifters erfüllt; es könnte, wenn die Aufzeichnungen Senckenbergs selbst und das übrige Material ausgiebig benutzt werden, ein höchst wertvoller Beitrag zur Geschichte unserer Stadt und ihrer geistigen Arbeit werden.¹⁾

In der langen Reihe der Frankfurter Bürger, die ihr Vermögen gemeinnützigen Zwecken gewidmet haben, ragt die Persönlichkeit Senckenbergs weit hervor, nicht nur weil er der erste Stifter für wissenschaftliche, für ideale Zwecke geworden ist, vor allem, weil er, den Anschauungen seiner Zeit weit vorausseilend, nur in einer großen Stiftung die Möglichkeit erkannte, die gesamte Naturkunde und damit die Heilkunde, die irdische Wohlfahrt seiner Mitbürger zu fördern. Sein Beispiel hat Schule gemacht: die nächste größere Stiftung zu idealen Zwecken, Städels Institut, ist wieder mit einem ganzen, großen Vermögen errichtet worden; es war zehnmal so groß als die Mittel Senckenbergs, und seine Widmung für die Pflege der Kunst hat auf die Zeitgenossen gewirkt wie etwa heute die gewaltigen Stiftungen amerikanischer Milliardäre. An innerer Bedeutung aber, an gemeinnütziger Wirksamkeit ist die ältere

¹⁾ Das fleißige Werk Kriegks (Die Brüder Senckenberg, Frankfurt 1869) hat das vorhandene reiche Material weder für die Lebensbeschreibung des Stifters noch für die Anfänge seiner Stiftung und noch weniger für die politische und geistige Geschichte Frankfurts um die Mitte des 18. Jahrhunderts ausschöpfen können und wollen, so sehr der Verfasser auch bemüht war, Senckenberg aus der Mitte seiner Zeit und seiner Zeitgenossen hervortreten zu lassen. Die vorstehenden Ausführungen haben sich nicht die Aufgabe gestellt, Kriegk zu berichtigen und zu ergänzen, wenn sie sich auch mehrfach auf ein von Kriegk nicht verwertetes Material und auf eigene Forschung stützen; sie konnten im Rahmen eines einstündigen Vortrages kaum mehr als eine Zusammenfassung in großen und groben Zügen geben. Auf nähere Quellen- und Literaturnachweise darf hier verzichtet werden.

Stiftung von der jüngeren nicht übertroffen worden. Wenn die alte, seit Luther gültige Bewertung unserer Stadt als Stadt des Geldes und Gelderwerbs, in der die geistigen Interessen nicht geachtet werden, längst überwunden ist, so gebührt das Verdienst in erster Linie den großen Stiftern Senckenberg und Städel. Senckenberg aber ist mit dem schönsten Beispiel vorangegangen. Die Anerkennung, die ihm die Zeitgenossen nicht im gebührenden Maße gaben, hat er je länger um so mehr bei der Nachwelt gefunden. Sein Name ist im schönsten Sinne populär geworden; er erinnert die Gebildeten an alle wissenschaftliche Arbeit, die sich an sein Institut angeknüpft hat, er erinnert den Mann aus dem Volke an den Segen, der von seinem Krankenhause ausgegangen ist, er erinnert uns alle an die Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntniss und Anschauung, die wir seiner Stiftung mittelbar und unmittelbar verdanken. In seinem Leben und Lebenswerk aber hat Senckenberg in vorbildlicher Weise die Mahnung Goethes verwirklicht: Edel sei der Mensch, hilfreich und gut!

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Bericht über die Senckenbergische naturforschende Gesellschaft](#)

Jahr/Year: 1909

Band/Volume: [1909](#)

Autor(en)/Author(s): Jung Rudolf

Artikel/Article: [Senckenberg und seine Stiftung. 3-20](#)